

## Kapitel 2

John Law ließ sich vom Strom der Menge durch die Gassen treiben. Er fühlte sich so wohl wie an keinem anderen Tag in den vergangenen Wochen. Dass ihn seine Begleitung, eine eher flüchtige Bekanntschaft, während seiner Unterhaltung mit der Malerin einfach hatte stehenlassen, berührte ihn nicht weiter. Dieses offensichtliche Desinteresse an seiner Person trübte seine Hochstimmung nicht. Die junge Dame hatte ihn ohnehin zu langweilen begonnen. Rund um den Markusplatz gab es so viele amouröse Chancen, dass sich ein Kavalier ihrer eher erwehren musste, als der Gefahr ausgesetzt zu sein, lange alleine zu bleiben. Immerhin war Venedig für einen Mann so etwas wie das Paradies, und speziell für einen Glücksritter wie John Law war das gesellschaftliche Leben der Lagunenstadt wie geschaffen.

Die Tatsache, dass das Wort Casino im Italienischen sowohl Spielclub als auch Bordell bedeutete, sprach für eine gewisse Anrüchigkeit der hiesigen Etablissements. Schon an seinen ersten beiden Tagen in Venedig hatte John herausgefunden, dass sich die verruchtesten Spielhöhlen am Campo San Polo befanden, wo die Huren mit entblößtem Busen in den Fenstern standen und auf Freier warteten. Eleganter, aber ebenso freizügig, waren die Casini in der Frezzaria nahe der Piazza San Marco, wo auch das *Ridotto* zu finden war. Hier wie dort wurde auf die eine oder andere Art dem Laster gehuldigt, doch waren es im staatlichen Casino wie auch in den privaten Clubs überwiegend Damen aus nobelster Gesellschaft, die im Schutz der Maske sündigten. Frauen also, die ihren Charme und Witz nicht mehr hinter den verschlossenen Zimmertüren ihrer Wohnungen verkümmern ließen, wie etwa ihre Geschlechtsgenossinnen in London.

Der Strudel aus Wollust, Trunkenheit und Spielleidenschaft riss jeden unweigerlich mit, der sich ins schamlose Vergnügen zu stürzen bereit war. Ganz egal, ob es Mann oder Frau war. Wer verfügte schon über einen so nüchternen Verstand, dass er den anzüglichen Gemälden an den Wänden trotzen konnte? Wer besaß die moralische Stärke, seine Ohren vor den schlüpfrigen Versen einer Dichterlesung zu verschließen und sich nicht von der Sinnlichkeit der Musik einlullen zu lassen? Und dann gab es da die verheißungsvollen Berge von Dukaten, die sich auf den Spieltischen türmten, von der Bank gehalten wurden und nur darauf warteten, gewonnen zu werden!

Der vierundzwanzigjährige John Law hatte die meiste Zeit seines Erwachsenenlebens als Spieler verbracht. Nicht, dass er es – wie manch anderer Lebemann – nötig gehabt hätte, sich auf diese Weise Herkunft, Vermögen und Ansehen zu verschaffen. Johns früh verstorbener Vater, ein einflussreicher Goldschmied und Großgrundbesitzer, hatte das Münzprägerecht in Edinburgh besessen. Die Erziehung des Knaben John entsprach daher den Standards des schottischen Adels. Doch John nahm seine Schulausbildung überhaupt nicht ernst, sein Vergnügen dafür um so mehr. Als das ausschweifende Leben des Jugendlichen ein wenig zu bunt wurde, schickte ihn seine

Mutter nach London. Zehn Reisetage von seiner Heimat entfernt, tobte sich John fortan in der anrühigen Atmosphäre Londoner Herrenclubs aus – mit katastrophalen Folgen: An seinem einundzwanzigsten Geburtstag hatte er sein nicht unerhebliches Erbe vollständig verprasst und darüber hinaus einen gewaltigen Schuldenberg angehäuft.

Da er seine Mutter nicht um Geld bitten wollte, blieb John damals wie jetzt wenig anderes übrig, als sich nach einer »Arbeit« umzusehen. Doch gelernt hatte er eigentlich nichts. Nicht einmal die Schule hatte er abgeschlossen, von einer Universitätsausbildung konnte erst recht nicht die Rede sein. Die lukrativste Erwerbsquelle, die obendrein seinen Fähigkeiten entsprach, schien ihm das Glücksspiel zu sein. Allerdings wollte er jetzt ein ernsthaftes Geschäft mit Fortuna eingehen. Vom Schicksal mit einer ungewöhnlich großen mathematischen Begabung ausgestattet, begann er also, die Sache systematisch anzugehen und den Zufall wie ein Buchhalter zu berechnen.

In relativ kurzer Zeit wurde John zum Meister der Wahrscheinlichkeitsrechnung. Er kalkulierte wie ein Stratege auf dem Schlachtfeld das Risiko, verwirrte seine Mitspieler mit seiner feingemeißelten, gleichmütigen Miene – und gewann. Man verdächtigte den plötzlich so Erfolgreichen rasch, mit gezinkten Karten zu spielen, aber beweisen konnte man ihm keine einzige Unredlichkeit. Statt dessen versuchten seine Kontrahenten, ihn zu beobachten und ihm sein Geheimnis zu entlocken. Man lud John zu Schauptreffen in die Schlösser des englischen Hochadels ein, wo er die reichsten und vornehmsten Vertreter des Landes mit seiner Kunstfertigkeit und angenehmen Gesellschaft unterhielt. Auf Dauer langweilte es John, wie ein Tanzbär vorgeführt zu werden, und er verschaffte sich reichlich Abwechslung, indem er seine Stellung in den Boudoirs der Damen weidlich ausnutzte. Bald drehte sich sein Leben nur noch um Faro und Frauen. Und wieder nahm das Verhängnis seinen Lauf.

Eine kleine Affäre, ein Freundschaftsdienst, ein kompromittierender Briefwechsel, eine Intrige – im Grunde war es nur eine Frage der Zeit, wann der eher friedliebende John Law von einem Neider zum Duell gefordert werden würde. In einem Mann namens Edward Wilson hatten seine Feinde das willige Werkzeug gefunden, um den jungen Mann aus Schottland auszuschalten. Doch John war trotz seines Lebensstils seit jeher ein leidenschaftlicher Sportler gewesen, spielte hervorragend Tennis und hatte keine seiner Fechtstunden je nutzlos verstreichen lassen. Ein zur Faulheit neigender, übersättigter Gegner musste gegen diesen durchtrainierten Körper unweigerlich den Kürzeren ziehen.

Obwohl Zweikämpfe mit tödlichem Ausgang offiziell unter Strafe standen, wurden die Duellanten in der Regel nicht mit der ganzen Härte des Gesetzes verfolgt. Auch war der Mann, den John mit seinem Degen niedergestreckt hatte, einer der berühmtesten Lebmänner Londons und keineswegs von untadeligem Ruf gewesen. Die ganze Sache wäre demnach zu regeln gewesen, hätte die Familie des dahingegangenen Delinquenten nicht auf Rache gesonnen. Die adelige Verwandtschaft des toten Edward Wilson – möglicherweise angetrieben von den Feinden Johns in der Londoner Gesellschaft – sorgte dafür, dass John wegen Mordes angeklagt wurde. Obwohl einflussreiche Freunde versuchten, sein Leben zu retten, verlor er den Prozess. John,

der immer wieder betonte, in Notwehr gehandelt zu haben, musste erkennen, dass die Familie seines Gegners Richter und Geschworene gekauft hatte. Beweise hatte er dafür nicht. John Law wurde zum Tode verurteilt.

Der Versuch, die zur Verfügung stehenden Rechtsmittel auszuschöpfen, schlug fehl. Eine Begnadigung des angeblichen Mörders wurde von höchster Stelle abgelehnt. Bei Hofe wurde der Fall zwar ausgiebig diskutiert, doch der König konnte sich zu keiner Entscheidung durchringen. Schließlich begann John, sich in sein tragisches Schicksal zu fügen und sich aufzugeben. Da wurde er überraschend in das wegen seiner mangelhaften Sicherheitsvorkehrungen berüchtigte King's-Bench-Gefängnis verlegt. Das war seine letzte Chance: in der Nacht nach Neujahr gelang John mit Hilfe seiner mächtigsten Freunde die Flucht.

Mit derselben Nachlässigkeit, mit der seine Zelle bewacht worden war, wurde der Flüchtige verfolgt. Die Polizei – und ein paar Tage später auch die Hofgesellschaft – ging davon aus, dass sich John Law im heimischen Schottland in Sicherheit bringen wolle. Deshalb wurden nur die Straßen nach Edinburgh kontrolliert, andere Wege dagegen blieben offen. Weitere offizielle Versuche, den geflohenen, verurteilten Schwerverbrecher wieder festzusetzen, gab es nicht. Eine Anzeige in der Londoner *Gazette*, die die Familie des toten Edward Wilson aufgab und in der ein Kopfgeld von fünfzig Pfund auf die Ergreifung John Laws ausgesetzt wurde, brachte ebenfalls keinen Erfolg. Zum Zeitpunkt der Veröffentlichung befand sich der Gesuchte bereits wohlbehalten an Bord eines Postschiffes mitten auf dem Ärmelkanal.

Nach einem kurzen Gefängnisaufenthalt in Caen, wo man ihn einsperrte, weil seine Papiere nicht in Ordnung waren, verließ John Frankreich. Er suchte sich als Ziel den am weitesten von London entfernt gelegenen Ort aus, der seinen Ansprüchen, Bedürfnissen und Möglichkeiten entsprach. Eine Stadt, deren geographische Lage eine rasche Verfolgung unmöglich machte und wo ihn seine Feinde bestenfalls vermuten, aber nicht finden würden. Er reiste nach Venedig, was im Winter alles andere als angenehm war, da er eine Alpenüberquerung riskieren musste. Die Strapazen lohnten sich, denn kaum hatte er die *Serenissima* erreicht, wurde er eingehüllt vom Karneval mit seiner Fröhlichkeit, Frivolität und Anonymität.

Eine Brise fischte von der See auf, und wie mit langen Fingern griff der Nebel nach den Straßen und Plätzen der Lagunenstadt. Binnen kürzester Zeit verschlangen die feuchten Schwaden die Feiernden, und nur noch die flackernden Fackeln waren als deutliche Umrisse vor den Häuserzeilen zu erkennen. Schnelle Schritte klapperten auf dem alten Pflaster, und aus den Empfangsräumen eines Palazzo drangen Gelächter und Musik in die Gasse. Je weiter sich John von der Piazza San Marco entfernte, desto ruhiger wurde es, und die Menschen verloren sich im scheinbar undurchdringlichen Dunst. Es waren Ort und Stunde der Raubmörder, jener Verbrecher, die ihrem Handwerk im Verborgenen nachgingen und nicht – wie die kleinen Diebe – im hellen Tumult des Marktplatzes agierten.

Unwillkürlich tastete John in seinen Taschen nach dem Beutel mit seinem Gold. Das ihn an diesem Abend wie auf einer Wolke tragende Hochgefühl ließ ein wenig nach. Ihm waren Nebel und Gefahr aus London durchaus vertraut, doch fürchtete er, sich in dem unübersichtlichen Netz der venezianischen Gassen zu verlaufen. Ein Tourist konnte hier sehr schnell in einer Gegend landen, die man besser meiden sollte, und in falsche Gesellschaft geraten.

John schritt rein instinktiv in nordöstlicher Richtung aus; wie ein Blinder tastete er sich durch den Plan der Lagunenstadt, auf der Suche nach einem geheimnisvollen Ort. Seine frühere Begleiterin hatte ihm von einem »Casino degli Spiriti« vorgeschwärmt, einem Spukhaus, welches am Rande der Lagune den Inseln von Murano und San Michele zugewandt lag. Die Schauermärchen um den »Pavillon der Geister«, hatten ihn neugierig gemacht, obwohl die junge Dame sie wahrscheinlich nur zu seiner Erheiterung erfunden hatte. Aber sie verliehen dem Ort Esprit – ebenso wie die Gemälde von Tizian, die in diesem Renaissance-Palazzo angeblich zu besichtigen waren. Für den Schöngest John Law war das noch weitaus anziehender, und er hoffte aus ganzem Herzen, dass es sich bei deren Beschreibung nicht um Lügengeschichten handelte. Ihn, den Liebhaber italienischer Malerei, konnte nicht einmal der unwirtliche Weg von der Besichtigung der Kunstwerke abhalten.

Als er um eine Ecke bog und die Treppen zu einer schmalen Brücke emporstieg, die über einen kleinen Kanal führte, erfasste eine Böe seinen Umhang. Der kalte Windzug ging ihm durch Mark und Bein. Wie konnte es an einem südlichen Ort so kalt sein? fuhr es dem Touristen aus Schottland durch den Kopf.

Von irgendwoher hörte er ein Flüstern. Er verstand kein Wort, nahm vielmehr nur eine Stimme wahr. Die Worte verwischten im Nebel. Seine Finger schlossen sich fester um den Besitz in seiner Tasche.

Plötzlich identifizierte John andere Laute: einen Bootsrumpl, der gegen die Kaimauer schlug, ein Seil, das mit der Regelmäßigkeit der Wellen ins Wasser klatschte. Offenbar befand sich hier irgendwo in dem Dickicht von Dunkelheit und Dunst eine Anlegestelle. Eine Gondel wäre in seiner jetzigen Situation ein Geschenk des Himmels.

»Gondole?«, rief John in die Richtung, aus der die Geräusche klangen.

»Si, si«, antwortete eine heisere Stimme, deren Besitzer John jedoch nicht erkennen konnte. »Kommt her, Signor, kommt. Ich bringe Euch an jeden Ort, den Ihr mir befehlt.«

John tastete sich die Uferbefestigung entlang bis zu einer Öffnung in der Balustrade. Erst jetzt erkannte er klar die Umrisse einer Gondel. Neben dem Baldachin schwang eine Laterne hin und her, ihr Licht warf blasse Streifen auf den roten Samt der Sitzpolster. Die Kerze reichte nicht aus, um ihm den Weg die steile, vom Hochwasser feuchte Steintreppe hinunter zur Anlegestelle zu weisen. John musste sich auf seine Füße konzentrieren, um keinen falschen Schritt zu machen und womöglich im Wasser oder, noch schlimmer, mit gebrochenem Genick auf der Kaimauer zu landen.

Ein Seufzer der Erleichterung entfuhr ihm, als er trockenen Fußes in der Gondel Platz nahm. »Casino Santo Spirito«, wies er den Venezianer an.

Fast lautlos glitt das Boot in den Kanal. Selbst als der Gondoliere das Ruder durchs Wasser zog, entstand so gut wie kein Geräusch. Der Nebel wurde noch dichter. Es

schien, als pflüge die Gondel durch eine weiße Wand. In der Stille kam es John so vor, als sei er ganz alleine auf der Welt. Er legte den Kopf zurück und spürte, wie eine angenehme Trägheit seine Glieder erfasste.

Endlich ließen seine verkrampften Finger den Beutel mit seinen Goldmünzen los. Als er die Hand aus der Tasche zurückzog, ertastete er zufällig die Tabaksdose, die ihm vorhin von der jungen Malerin verehrt worden war. Offiziell ein Pfand, im Grunde aber ein Geschenk, das er auf seinem Weg durch die Gassen bereits wieder vergessen hatte.

Dabei war sein Angebot aufrichtig gewesen. Er hatte tatsächlich beabsichtigt, von den Portraitstudien Gebrauch zu machen und seiner Mutter eine Erinnerung zu schicken. Wenn er allerdings jetzt über seine Wette mit der venezianischen Künstlerin nachdachte, erschien ihm die ganze Geschichte albern und überflüssig. Dabei fiel ihm ein, dass er sogar vergessen hatte, die Malerin nach ihrem Namen zu fragen. Er hatte sich ja nicht einmal selbst vorgestellt.

Obwohl er wusste, dass er die Miniatur bei der herrschenden Beleuchtung nicht erkennen würde, zog er die Tabatiere heraus und hielt sie versuchsweise in den fahlen Kerzenschimmer. Vergeblich, aber seine Erinnerung an das Bild eines wunderschönen jungen Mädchens stellte sich deutlich ein. Während seine Finger zärtlich über die kühle Emaille strichen, fiel ihm ein, dass er die Malerin nach ihrem Modell hätte fragen sollen.

Ein wunderschönes Portrait im Original zu erobern wäre eine prickelnde Erfahrung. Natürlich bestand die Möglichkeit, dass es sich bei der schönen Muse um eine rechtschaffene, gläubige Katholikin handelte, die das Keuschheitsgelübde ernst nahm und kein Interesse an einem anderen Kavalier als ihrem Verlobten verspürte. Einen Ehemann hatte das Mädchen sicher noch nicht, da Venezianerinnen häufig erst mit Ende Zwanzig heirateten, und diese Bürgerin der Republik war offensichtlich noch sehr jung. Andererseits glaubte er nicht an wirklich tugendhafte Frauen. Jedenfalls nicht in Venedig. In den Clubs erzählte man sich, dass sogar die jungen Novizinnen des Klosters auf der Insel Giudecca für Herrenbesuche aufgeschlossen waren. Er kannte den Mittelstand der Lagunenstadt zwar nicht, aber er konnte sich nicht vorstellen, dass sich hinter den Fassaden mancher Wohnungen ein anderer Lebensstil etabliert haben könnte als in den noblen Palazzi. Zumindest in diesem Punkt. Und selbst wenn, so machte das Wissen um die Sittsamkeit einer Angebeteten diese im Zweifel nur attraktiver.

Falls ihm später der Sinn noch danach stand, würde er sich nach der Identität der Portraitierten erkundigen, sobald er die Künstlerin wiedersah. Allerdings wollte er diese Frage davon abhängig machen, ob sich die Tabaksdose als Glücksbringer bewähren würde. Gerade an den Spieltischen eines Gespenster-Palazzos, in dem der Geist des großen venezianischen Malers Tizian umgehen sollte, würde das Bild einer kleinen Nachfolgerin seiner Profession der perfekte Talisman sein.

Mit diesem Gedanken und einem Lächeln auf den Lippen döste er ein.